

Volker Gallé, Werner Nell (Hrsg.)

ZWISCHEN- WELTEN

Das Rheinland um 1800

Tagung vom 28. bis 30. Oktober 2011
in Schloss Herrnsheim, Worms

Impressum

Volker Gallé, Werner Nell (Hrsg.)

Zwischenwelten – Das Rheinland um 1800

Tagung vom 28. bis 30. Oktober 2011 in Schloss Herrnsheim, Worms,
veranstaltet von der Stadt Worms und dem
Lehrstuhl Komparatistik an der Universität Halle-Wittenberg
im Rahmen des Wormser Kultursommers 2011

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage, August 2012

© Worms-Verlag 2012
in der Kultur und Veranstaltungs GmbH Worms,
Von-Steuben-Straße 5, 67549 Worms
www.worms-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Der Titel wurde gestaltet unter Verwendung der *Charte der Lænder am Rhein: von Coblenz der Mosel und Lahne südlich bis Mannheim*; nach den besten Hilfsmitteln und astronomischen Bestimmungen / ausgefertigt von Conr. Mannert. Nürnberg: Kunsthandlung Adam Gottlieb Schneider und Weigels, 1801. Quelle: dilibri Rheinland-Pfalz (www.dilibri.de)

Gestaltung und Produktion: Schäfer & Bonk, Worms

ISBN 978-3-936118-89-6

Printed in Germany

Inhalt

IRENE SPILLE

Schloss Herrnsheim bei Worms –
das Gebäude und seine Geschichte 5

JÖRG EBELING

Der Empirestil im Rheinland – Emmerich-Joseph von Dalberg
zwischen Paris und Herrnsheim 17

STELLA JUNKER-MIELKE

Ein Juwel der Gartenkunst –
Der Schlosspark Herrnsheim gestern und heute 37

HANS-BERND SPIES

Carl von Dalbergs Beziehungen zur romanischen Kultur 51

LISELOTTE HOMERING

Wolfgang Heribert von Dalberg als Theaterleiter und Autor 69

MICHAEL EMBACH

Johann Friedrich Hugo von Dalberg (1760–1812) –
eine Skizze zu Leben und Werk 95

GERHARD R. KAISER	
Deutsche Paris-Bilder um 1800.	
Andreas Riem und Joseph Görres	111
PETER WALDMANN	
Die Erfahrung einer Zwischenwelt –	
Heinrich Heine und der Rhein	129
VOLKER GALLÉ	
Burgund am Rhein – die Position der Mitte	155
WERNER NELL	
Die Rheinlandschaft als Zwischenwelt – Reflexionslücken	
und Befremdungsanlässe im Schatten der Moderne	165
Kurzbiografien der Autoren	191

Irene Spille

Schloss Herrnsheim bei Worms – das Gebäude und seine Geschichte

Als Ort der Tagung »Zwischenwelten – das Rheinland um 1800«, in deren Mittelpunkt ausgewählte Persönlichkeiten der Familie von Dalberg standen, soll hier deren Schloss und Stammsitz kurz vorgestellt werden. Die Personengeschichte der Bauherren wird in diesem Rahmen nicht näher untersucht, vielmehr sollen Alleinstellungsmerkmale dieses Objektes herausgearbeitet werden, die unter anderem auf das kosmopolitische Leben und Denken der Schlossbesitzer zurückzuführen sind.

Der Ort Herrnsheim liegt etwa vier Kilometer nördlich vom Wormser Stadtkern entfernt und ist seit 1942 nach Worms eingemeindet. Die erste urkundliche Nennung geht auf eine Schenkungsurkunde von 711 im Lorscher Codex zurück. Die Besiedelung in der Herrnsheimer Umgebung muss wesentlich älter sein, weil in jüngerer Vergangenheit nordöstlich des Ortes ausgedehnte keltische Gräberfelder gefunden wurden, die auch auf eine herrschaftliche Besiedelung schließen lassen. Mit dem Auftreten der Dalberg veränderte sich die Struktur des Ortes, sodass Herrnsheim sich bis heute in seinem Ortsbild von den Orten der Umgebung abhebt.

Von Worms kommend endet heute die Herrnsheimer Hauptstraße am Tor des Schlosses. Von dort aus betritt der Besucher den Schlosshof. In seinem direkten Blickfeld liegt links der eigentliche Repräsentationsbau des Schlosses und rechts die Orangerie. An den Repräsentationsbau schließen sich die ehemaligen Wohngebäude an, nach links abknickend die spätbarocken Wirtschaftsgebäude und, wieder nach links abknickend, folgen weitere Wirtschaftsgebäude, verbunden mit dem zu Wohnzwecken dienenden Försterbau und Soldatenbau, sodass sich eine dreiseitige Anlage um den Innenhof gruppiert. Hinter, d. h. nördlich der Orangerie und dem Repräsentationsflügel erstreckt sich als Park ein Englischer Landschaftsgarten.

Die Vorfahren derer von Dalberg, die Kämmerer von Worms, werden in urkundlichen Belegen seit dem 13. Jahrhundert in Worms genannt, und um 1375 erhielten sie von den Grafen von Leiningen den Ort Herrnsheim zum Lehen. Durch Philipp, Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg (1428–1492) ging Herrnsheim ganz in dalbergischen Besitz über. Philipp machte den Ort zu seiner Residenz. Er ließ nördlich des Ortes um 1460 eine Burg errichten, und die romanische Pfarrkirche ließ er zehn Jahre später zur dalbergischen Residenzkirche mit Grablege umbauen. Als Baumeister konnte er den jungen Jakob von Landshut gewinnen, der später Münsterbaumeister in Straßburg werden sollte. Dieser baute die Kirche großzügig um, in spätgotischen Formen, und fügte die Ursulakapelle als Familiengrablege derer von Dalberg an. Die Kirche ist, mit weiteren neuzeitlichen Umbauten, erhalten.

Aus der Geschichte und Baugeschichte

Vor wenigen Jahrzehnten meinte man die Baugeschichte des Schlosses zu kennen, doch diverse Untersuchungen der letzten Jahre warfen weitere Fragen auf, die noch nicht beantwortet sind. Über die spätgotische Burg des Philipp weiß man nur ganz wenig. Der runde »Bibliotheksturm« an der Nordwestecke des Schlosses geht auf spätmittelalterliche Ursprünge zurück. Er ist etwa zeitgleich mit der Ortsbefestigung und deren Befestigungstürmen entstanden und dürfte Teil dieses Systems gewesen sein. Die Kellerforschung liegt in den Anfängen; hier muss man davon ausgehen, dass einige Kellerbereiche durchaus aus dem Mittelalter stammen könnten. Im Pfälzischen Erbfolgekrieg, 1689, wurde zusammen mit der nahe gelegenen Stadt Worms diese Dalberg-Burg zerstört. Aber tatsächlich erfolgten bereits im August 1666 Plünderungen und Verwüstungen durch kurpfälzische Truppen im sogenannten »Wildfangstreit« mit Kurmainz und in der Fehde mit dem Herzogtum Lothringen.

Wolfgang Eberhard von Dalberg nahm den Neubau eines barocken Schlosses im Areal der Burg ab 1711 in Angriff. Als Architekt konnte er Caspar Herwartel aus Mainz (1675–1720) gewinnen, ab 1722 war dann der Mannheimer Schlossbaumeister Clemens Froimons (1685/1686–1741) federführend. In der zweiten Hälfte des 18. Jahr-

hundreds entstanden dann die Neben- und Wirtschaftsgebäude, die weitgehend erhalten sind, Bauherr war sein Sohn Franz Heinrich (1716–1776). Dessen Sohn Wolfgang Heribert (1750–1806) ließ gegen 1790 das Schloss innen renovieren, auch beauftragte er Friedrich Ludwig von Sckell für die Umgestaltung des barocken Schlossparks in einen Englischen Landschaftspark, beeinflusst durch das aufklärerische Gedankengut Jean Jacques Rousseaus. Doch schon 1792 wurden in den Wirren der Französischen Revolution durch Aufständische das Schloss und der Park verwüstet. Über das Aussehen des Barockschlosses ist wenig bekannt. Gemälde aus dem Dalberger Hof in Mainz sind für eine Rekonstruktion nicht aussagekräftig. Ein Stahlstich vom zerstörten Schloss wurde mehr als fünfzig Jahre später angefertigt. Nicht nur Wolfgang Eberhard hat mit seinen Baumeistern hervorragende Kräfte engagiert, mit Sckell hat Wolfgang Heribert den besten Landschaftsarchitekten seiner Zeit auf deutschem Boden gewinnen können. Das barocke Schloss, so muss man heute annehmen, war nur stark beschädigt. Ein großer Kellerraum spricht für die Entstehung im 18. Jahrhundert Untersuchungen im Rahmen von Schadensermittlungen im Zusammenhang mit Restaurierungsvorbereitungen erhärten den Vermutung, dass das Mauerwerk der barocken Ruine zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den Bau des neuen Schlosses einbezogen wurde.

Wolfgang Heriberts Sohn und Alleinerbe Emmerich Joseph (1773–1833) widmete sich ab 1808 von Paris aus, wo er in Diensten der französischen Regierung stand, der Wiederherstellung des Schlosses. Als Baumeister fungierte der in badischen Diensten stehende Jakob Friedrich Dyckerhoff (1774–1845) aus Mannheim. Der erste Bauabschnitt von 1808 bis 1814 diente der Wiederherstellung des Baukörpers und der nächste, unter der Bauleitung von Pierre Aubertel, betraf weitgehend die Innenräume. In Paris erstand Emmerich Joseph für die Innenausstattung etwas Neues: vier farbig bedruckte Papiertapeten mit Motiven, hergestellt in der Manufaktur Dufour um 1812. Nur eine der Tapeten, *Die Sehenswürdigkeiten von Paris*, wurde in seinem Privatgemach montiert, die anderen Motive, *An den Ufern des Bosporus*, *Türkische Szenen* und *Die Schule von Athen* wurden eingelagert. Es war ganz außergewöhnlich, dass für ein Gebäude mehrere Tapeten angekauft wurden; außerdem wurde normalerweise eine Motivtapete in

Jörg Ebeling

Der Empirestil im Rheinland – Emmerich-Joseph von Dalberg zwischen Paris und Herrnsheim¹

»Doll, Ebéniste.« – im Verlauf des Jahres 1812 lieferte der deutschstämmige Kunsttischler Jean-Jacques Doll (1777–1832) für die Neueinrichtung des *Hôtels* des Herzogs Emmerich-Joseph von Dalberg (1773–1833) in der Nr. 25, rue d'Anjou-Saint-Honoré in Paris Möbel im Wert von 7.039 Francs, darunter vier Anrichten aus Mahagoni »à pilastres« für den Speisesaal, zwei Konsoltische »à colonnes« für einen nicht näher bezeichneten Raum in der ersten Etage, einen Sekretär, eine Kommode sowie Bibliotheksschränke. Doll gehörte in den Jahren 1810 und 1811 zu den Pariser Möbelschreibern, die dem kaiserlichen *Garde-Meuble* anempfohlen waren. Es verwundert also nicht, dass er für die Ausstattung des Dalberg'schen Hauses mit Aufträgen bedacht wurde. Doch verband Doll mit dem Käufer seiner Möbel weitaus mehr: Beide stammten ursprünglich aus dem Linksrheinischen, wo sie in den 1770er-Jahren geboren wurden, und beide führte die Annektierung dieser Gebiete 1792 in der Französischen Revolution – wenn auch zu unterschiedlichen Zeitpunkten – als französische Staatsbürger nach Paris.² Während Doll die französische Hauptstadt nicht mehr verlassen sollte, blieb Dalberg stets seiner Heimat verbunden und verbrachte sein Leben zwischen Paris und seinen bis 1814 im französischen *Département du Mont-Tonnerre* gelegenen Stammgütern

1. Mein Dank gilt Laura Langelüddecke (Deutsches Forum für Kunstgeschichte) sowie Margit Rinker-Olbrisch (Stadtarchiv Worms) für ihre wertvolle Unterstützung bei den Recherchen zu diesem Aufsatz.

2. Die Empfehlung für das *Garde meuble* scheint sich allerdings nicht in prestigereichen Aufträgen widerzuspiegeln, denn Doll bleibt in der einschlägigen Literatur zu den kaiserlichen Ankäufen unerwähnt. Wann Doll nach Paris kam, ist nicht bekannt, jedoch soll er einen gewissen Wohlstand erlangt haben (siehe LEDOUX-LEBARD, DENISE: *Le mobilier français du XIX^e siècle (1795–1889)*. *Dictionnaire des ébénistes et des menuisiers*. Paris 32000, S. 169, S. 612 und S. 614). Die zwischen dem 12. März 1812 und dem 10. März 1813 beglichenen Rechnungen sind das bislang einzige Zeugnis von Dolls Arbeit (StadtA Wo, Abteilung 159, Nr. 364/2).

im Rheinland, wo er 1833 verstarb. In dieser »Zwischenwelt« – nicht mehr ganz Deutschland, aber auch noch nicht wirklich Frankreich – sind die für den Herzog von Dalberg in Schloss Herrnsheim ausgeführten Arbeiten ein beredtes Zeugnis für die Verbreitung des französischen Empirestils im Rheinland.

Die Jahre 1810 bis 1811 markierten, gleichsam wie für Doll mit der Verbindung zur kaiserlichen Hofhaltung, auch im Leben von Emmerich-Joseph von Dalberg einen entscheidenden Wendepunkt. Lange Jahre hatte Dalberg bereits in Paris als Gesandter des badischen Hofes verbracht, und war den politischen Kreisen um den napoleonischen Minister Fürst Talleyrand eng verbunden. Als Neffe von Karl Theodor von Dalberg, dem Fürstprimas des Rheinbundes, war Emmerich-Joseph stets ein wichtiger Baustein in Napoleons Deutschlandpolitik gewesen. So hatte er 1806 die Hochzeit der Adoptivtochter Napoleons, Stephanie de Beauharnais, mit dem Erbprinzen von Baden eingefädelt. Doch erst die Übernahme der französischen Staatsbürgerschaft 1809 nach dem Frieden von Schönbrunn legte den Grundstein für die wohlwollenden Zuwendungen seitens des französischen Kaisers, die sich auch in den Entschädigungszahlungen manifestierten, die Bayern den Dalbergs für die Übernahme von Regensburg bei der napoleonischen Neuaufteilung Süddeutschlands zahlen musste. Mit seiner Ernennung zum Herzog von Frankreich (14. April 1810) und seiner Berufung in den Staatsrat nur wenige Monate später durch Napoleon (14. Oktober 1810) zählte Dalberg zu den wichtigen Persönlichkeiten am kaiserlichen Hof. Dass seine Erhebung als Dank dafür erfolgte, an der Vermittlung der Hochzeit des Kaisers mit der österreichischen Erzherzogin Marie-Louise beteiligt gewesen zu sein, ist bekannt. Zusätzlich zur jährlichen Apanage von 200.000 Francs erhielt Dalberg ab 1810 weitere Gelder, die es ihm erlaubten, seinen neuerworbenen Rang durch den Ankauf einer prestigeträchtigen Immobilie in Paris zu verdeutlichen.³

3. Siehe zum politischen Aufstieg Dalbergs: JÜRGENS, ARNULF: *Emmerich von Dalberg zwischen Deutschland und Frankreich*. Stuttgart 1976, sowie MÜLLER-SOLGER, SIGRID: *Emmerich Joseph von Dalberg (1773–1833). Ein zeittypischer Lebenslauf zwischen Frankreich und Deutschland*. Unveröffentlichte Seminararbeit, Alfter-Oedekoven 1980. Bayern verpflichtete

Am 18. Juni 1811 unterzeichnete Dalberg den Kaufvertrag für das in der Nr. 25, rue d'Anjou-Saint-Honoré gelegene *Grand Hôtel de Monville*, ein ab 1763 vom Architekten Étienne-Louis Boullée erbautes *Hôtel particulier*, welches sich zu dieser Zeit im Besitz Talleyrands befand.⁴ Das *Hôtel* wich ab 1860 dem Bau des Boulevard Malesherbes im Zuge des Umbaus des heutigen Platzes der Madeleine-Kirche, ist aber durch Pläne und Ansichten aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert in seiner äußeren Struktur bekannt.⁵ Die im Stadtarchiv Worms aufbewahrten Archive der Familie Dalberg erlauben es erstmals, die hauptsächlich in den Jahren 1811 bis 1813 für Dalberg durchgeführten Arbeiten im Inneren des Hauses, hier vor allem die Möblierungskampagne, detailliert darzustellen, darin ergänzt durch wichtige Dokumente, die sich in den *Archives Nationales* in Paris erhalten haben. Zur Durchführung der Arbeiten wandte sich Dalberg an den Architekten Louis-Emmanuel-Emée Damesme (1757–1822), der bei François Joseph Bélanger und Claude-Nicolas Ledoux ausgebildet wurde. Damesme (oder Dâmemme), war hauptsächlich durch seine Arbeiten für eine private Klientel und ein bedeutendes Immobilienprojekt in der heutigen rue Duphot bekannt, hatte aber auch an größeren öffentlichen Gebäuden des Kaiserreiches mitgearbeitet.⁶ Wie die Verbindung zu

sich zur Zahlung von 4.000.000 Francs in 19 Raten, siehe auch FÄRBER, KONRAD MARIA: »Dalberg, Bayern und das Fürstentum Regensburg, Neue Quellen aus den Archiven von Wien und Paris«. In: ZBLG 49, 1986, vor allem S. 703–704.

4. »18 juin 1811, vente d'une maison par M^{gr}. De Talleyrand Prince de Bénévent à Mgr. Le Duc de Dalberg moyen. 200.000 Francs" (Archives Nationales, Paris, MC/ET/X/899).

5. Zur Geschichte des *Grand Hôtel de Monville* siehe PÉROUSE DE MONTCLOS, JEAN-MARIE: *Étienne-Louis Boullée*. Paris 1994, S. 221–223. Dass das *Hôtel* der Neugestaltung der Place de la Madeleine und der Neuordnung der angrenzenden Straßenzüge weichen sollte, war Dalberg beim Ankauf durchaus bewusst, wie es im Archiv aufbewahrte Dokumente und Pläne bezeugen (StadtA Wo, Abt. 159, Nr. 385/2). Nicht zu verwechseln ist diese Immobilie mit den Häusern, die die Tochter Dalbergs, Lady Acton, in der Nr. 130, rue Faubourg Saint-Honoré sowie in der rue de Clichy besaß (hierzu StadtA Wo, Abt. 159, Nr. 365/2).

6. Siehe hierzu den Beitrag zu Damesme in ÉTIENNE, PASCAL: *Le Faubourg Poissonnière. Architecture, élégance et décor*. Ausstellungskatalog Paris, Paris 1986, S. 219–222; sowie SZAMBIEN, WERNER: *De la Rue des Colonnes à la Rue de Rivoli*. Ausstellungskatalog Paris, Paris 1992, S. 125–131; GALLET, MICHEL: *Les architectes parisiens du XVIIIe siècle. Dictionnaire biographique et critique*. Paris 1995, S. 166; und SZAMBIEN, WERNER und VAN DE VIJER, DIRK: »Damesme, Louis-Emmanuel-Emée«. In: AKL, Bd. XXIV, 2000, S. 9.

Stella Junker-Mielke

Ein Juwel der Gartenkunst – Der Schlosspark Herrnsheim gestern und heute

Um 1460 erbaute Philipp Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg, das erste Herrnsheimer Schloss als Wasserburg. 1689 wurde es im Zuge des Pfälzischen Erbfolgekrieges verwüstet und unter Wolfgang Eberhard von Dalberg 1781 im barocken Stil neu erbaut. An die Gebäude schloss sich zu dieser Zeit nördlich bereits eine barocke Gartenanlage an, von der heute nichts mehr erhalten ist.

Zwischen 1788 und 1792 legte der bedeutende Gartenkünstler Friedrich Ludwig von Sckell den Grundstein der heutigen Parkanlage und schuf einen Garten im Englischen Stil für seinen Auftraggeber Wolfgang Heribert von Dalberg. Sckell hielt sich zu dieser Zeit nachweislich 28-mal in Herrnsheim auf.

Nach erneuten Zerstörungen während der Französischen Revolution beauftragte von Dalberg ab 1808 den Mannheimer Architekten Jakob Friedrich Dyckerhoff mit der Wiederherstellung des Schlosses.



Abb. 1: Orangerie neben dem Herrnsheimer Schloss.

Er erbaute auch 1812 das heutige Orangeriegebäude (Abb. 1), dessen Seitenflügel ursprünglich auf der Frontseite komplett verglast und mit Fensterrahmen in englischer Art aus Gusseisen versehen waren. Es diente der Überwinterung exotischer Gewächse, die von den damaligen Besuchern gerühmt wurden.

Während der Bauphasen des Schlosses und der Überformung im klassizistischen Stil von 1808 bis 1814 und von 1820 bis 1824 erfolgte auch die Wiederherstellung und Erweiterung des Gartens durch den Nachfolger Skells, den Schwetzingen Gartenbaudirektor Johann Michael Zeyher.

Sein heutiges Aussehen erhielt das Schloss nach einem weiteren Umbau nach Plänen des Mainzer Kreis- und Provinzialbaumeisters Ignaz Opfermann unter Lord Leveson und dessen Gattin Marie Louise, geborene von Dalberg (Abb. 2).

Von dem Gelände ist ein Verkaufsplan von 1882 überliefert, der alle Bauten und die Parkanlage eingehend beschreibt (Abb. 4). Gut

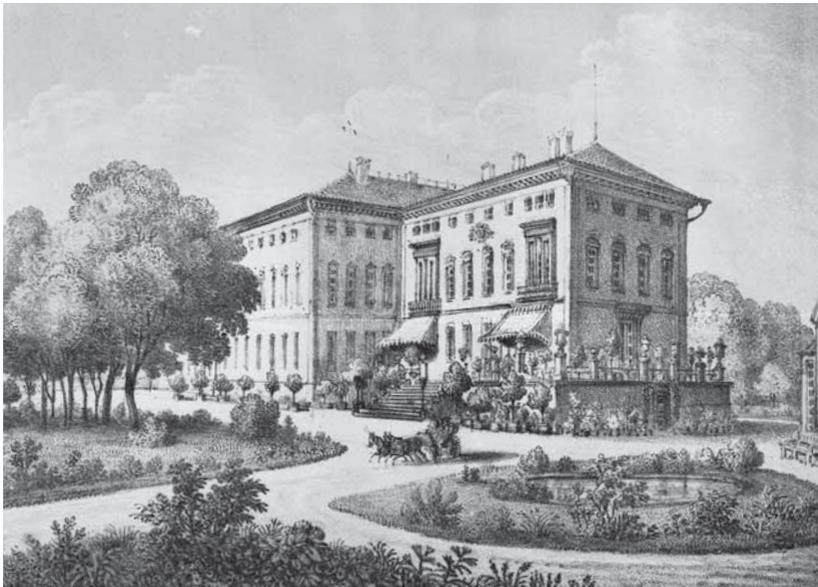


Abb. 2: Ansicht der Hoffront um 1846. Quelle: Stadtarchiv Worms, Fotoarchiv, Neg.-Nr. M 15109.

ersichtlich ist darin die Zweiteilung der Parkanlage: Es gab einen nördlich des Schlosses gelegenen Bereich – das Gelände des heutigen Schlossparks – und den heute sogenannten »Sportplatzpark« am Storchenturm, der über eine Brücke, das »Pariser Tor«, erreicht werden konnte (Abb. 3).

Wesentliches Gestaltungsmerkmal der Englischen Landschaftsgärten ist die Verknüpfung der einzelnen »Attraktionen« wie Brücken, Ruinen, Pavillons mittels geschwungener Wege und eines ausgeklügelten Systems von Blickbeziehungen (Abb. 5). Dichte Abpflanzungen wechseln mit Lichtungen und lenken somit den Blick des Besuchers stets in die gewünschte Richtung (Abb. 6, 7).

1883 wurde das Anwesen an den Wormser Lederfabrikanten Cornelius Wilhelm Heyl verkauft, der kurz darauf von Großherzog von Hessen-Darmstadt für seine Verdienste im wirtschaftlichen und sozialen Bereich geadelt wurde. Daraufhin verweilten zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten bis zum Zweiten Weltkrieg im Schloss, zu



Abb. 3: Das Pariser Tor. Quelle: Stadtarchiv Worms, Fotoarchiv Neg.-Nr. H 0336 und M 09601.

Hans-Bernd Spies

Carl von Dalbergs Beziehungen zur romanischen Kultur

Carl Theodor Anton Maria Kämmer von Worms Freiherr von und zu Dalberg wurde am 8. Februar 1744 in Mannheim geboren und starb am 10. Februar 1817 in Regensburg.¹ Nach einer gründlichen Schulbildung, zu der auch Unterricht bei dem Maler Franz Anton (von) Leitenstorffer (1721–1795), später Professor an der neugegründeten Zeichnungsakademie in Mannheim, gehörte,² studierte er von 1759 bis 1761 an der Universität Heidelberg Rechtswissenschaften. Bereits anlässlich der Beendigung seiner dortigen Studienzeit wurde ihm im letzten Drittel eines achtstrophigen Lobgedichtes die Fähigkeit nachgesagt, wie ein Franzose dichten zu können:³

Welch neuer Lorber schmückt Dein Haar,
Nacheifrer des erhabnen Baar⁴?
Auch Dir sollt es, wie ihm gelingen,
Den Dichtern Franckreichs gleich zu singen.

1. Zu diesem vgl. BEAULIEU-MARCONNAY, KARL FREIHERR VON: *Karl von Dalberg und seine Zeit. Zur Biographie und Charakteristik des Fürsten Primas*. Bd. 1–2. Weimar 1879; FÄRBER, KONRAD MARIA: *Kaiser und Erzkanzler. Carl von Dalberg und Napoleon am Ende des Alten Reiches. Die Biographie des letzten geistlichen Fürsten in Deutschland (= Studien und Quellen zur Geschichte Regensburgs*, Bd. 5). Regensburg 1988; HÖMIG, HERBERT: *Carl Theodor von Dalberg. Staatsmann und Kirchenfürst im Schatten Napoleons*. Paderborn / München / Wien / Zürich 2011. Zu Dalbergs Biographie bis zu seinem Dienstantritt in Erfurt weiterhin maßgeblich und danach, wenn nichts anderes angeführt, hier die entsprechenden Angaben: SPIES, HANS-BERND: »Carl von Dalberg (1744–1817) – Neues zur frühen Biographie (bis 1772) des Fürstprimas«. In: *Mitteilungen aus dem Stadt- und Stiftsarchiv Aschaffenburg* (künftig: *MSSA*) 9 (2008–2010), S. 69–98.

2. Vgl. dazu SPIES, HANS-BERND: »Carl von Dalberg (1744–1817). Lebenswege und Gedankengänge I.« In: DALBERG: *Betrachtungen* (Neuauflage), S. 157–173, dies S. 172f.

3. Vgl. dazu SPIES, HANS-BERND: »Ein Lobgedicht auf Dalbergs Studienabschluss an der Universität Heidelberg (1761)«. In: *MSSA* (wie Anm. 1) 9 (2008–2010), S. 336–342, Zitat S. 339.

4. Georg Ludwig von Bar (1701–1767), von 1721 bis zu seinem Tod evangelischer Domherr in Minden, wurde von seinen Zeitgenossen als bester französischer Dichter der Deutschen bezeichnet; zu diesem vgl. SCHIRMMEYER, LUDWIG: »Georg Ludwig v. Bar, Schriftsteller«. In: *Neue Deutsche Biographie* (künftig: *NDB*). Bd. 1. Berlin 1953, S. 579.



Carl von Dalberg (1744–1817), von JOHANN NICOLAUS TREU (1734–1786) wahrscheinlich im Sommer 1775 in Würzburg angefertigtes Ölgemälde (Museen der Stadt Aschaffenburg, Inv.-Nr. 649).

Dalberg setzte sein Studium von 1761 bis 1762 an der Universität Mainz und während seiner Kavalierstour, der Bildungsreise eines jungen Adligen, nach Italien und Frankreich (1762 bis 1764) in Pavia fort; anschließend kehrte er über Paris in die Heimat zurück und trat Anfang 1765 in den Dienst des Erzstiftes Mainz. Aufgrund seiner Fähigkeiten stieg er rasch in der dortigen Verwaltung auf und wurde 1771, Dienstantritt allerdings erst 1772, zum Statthalter in Erfurt ernannt, was er bis 1802 blieb. Ähnlich verlief zwischenzeitlich auch sein Weg in der geistlichen Hierarchie: Domizellar bzw. Domkapitular in Würzburg (1754 bzw. 1779), Mainz (1754/1768) und Worms (1758/1770), außerdem war er zeitweise (1770 bis 1772) Generalvikar in Mainz und Worms.⁵ 1787 wurde Dalberg zum Coadjutor in Mainz und Worms gewählt, und im gleichen Jahr erfolgte die Priesterweihe in Bamberg, 1788 wurde er zum Titularerzbischof von Tarsus ernannt, außerdem zum Coadjutor in Konstanz gewählt, woran sich seine Bischofsweihe in Aschaffenburg anschloß.⁶ 1800 stieg er als Fürstbischof von Konstanz zum Reichsfürsten auf, 1802 wurde er, allerdings jeweils nur für den rechtsrheinischen Teil, Erzbischof von Mainz und als solcher Kurfürst des Reiches sowie Fürstbischof von Worms; als weltlicher Herrscher war er zuletzt Großherzog von Frankfurt (1810 bis 1813).⁷ Den von Mainz nach Regensburg verlegten Erzbischofssitz hatte er bis zu seinem Tod inne.

Es stellt sich nun die Frage, was Dalberg letztendlich aus dem romanischen Raum zur Kenntnis nahm oder gar tiefer verinnerlichte. Zieht man eine Auswahl von 33 seiner mehr als 60 bekannten Schrif-

5. Vgl. dazu SPIES, HANS-BERND: »Generalvikar des Erzbistums Mainz und des Bistums Worms – ein Beitrag zur Biographie Carl von Dalbergs für die Jahre 1770–1772 sowie zum Quellenwert der mainzischen Hof- und Staatskalender«. In: *MSSA* (wie Anm. 1) 8 (2005–2007), S. 197–213. In Worms war er zumindest nominell Generalvikar bis 1774; vgl. ebd., S. 213.

6. Vgl. dazu SPIES, HANS-BERND: »Priester- und Bischofsweihe des 1787 zum Coadjutor gewählten Carl von Dalberg«. In: *MSSA* (wie Anm. 1) 10 (2011–2013), S. 114–134.

7. Zu Dalbergs verschiedenen Herrschaftsgebilden vgl. zusammenfassend: SPIES, HANS-BERND: »Vom Erzkanzlerischen Kurstaat zum Großherzogtum Frankfurt«. In: SCHAAL, KATHARINA (Red.): *Hessen im Rheinbund. Die napoleonischen Jahre 1806–1813* (= *Ausstellungskataloge des Hessischen Staatsarchivs Darmstadt*, Bd. 22). Darmstadt 2006, S. 103–120.

Liselotte Homering

Wolfgang Heribert von Dalberg als
Theaterleiter und Autor¹

Kriegsereignisse

Den 18. October [1795] brach ein grauenvoller Morgen an. [...] Schon die Nacht war fürchterlich gewesen. Von einer ungewöhnlich starken Kanonade wurden wir gegen Morgen geweckt. [...] Mit Tagesanbruch wogte fernher ein Zug [...] die lange Straße her, wo wir wohnten, auf uns zu. Als er näher kam und die matten Strahlen der Sonne die Nebel zertheilten, beleuchtete sie ein entsetzliches Schauspiel [...]. Die Oestreicher hatten unter dem Schutze der nebelvollen Nacht das französische Lager überfallen und eine schreckliche Niederlage, aber nicht nur unter dem Feinde, sondern auch im Irrthum unter den eigenen Truppen, bereitet. Eine förmliche Karavane von blutenden, verstümmelten, sterbenden Menschen, auf Leiterwagen, Tragen, selbst noch zu Pferde, auf beiden Seiten von ihren Kameraden, die ein gleiches Loos verschont hatte, gehalten, nach Wasser lechzend und sterbend, noch ehe der Labetrunk erscheinen konnte. So und unter tausend andern unbeschreiblichen Scenen bewegte sich die schauerhafte Prozeßion mehrere Stunden lang fort und hinterließ [...] eine ganze Bahn von Blut auf ihrem schmerzvollen Pfade. Von diesem Augenblicke an waren wir alle den Schrecknissen einer Belagerung preisgegeben.²

So berichtet bildhaft die junge Mannheimer Schauspielerin Caroline Jagemann (1777–1848) im Zweiten Heft ihrer autobiografischen Aufzeichnungen über die Mannheimer Verhältnisse zu der Zeit, die man

1. Überarbeitete und ergänzte Fassung des Vortrags vom 29. Oktober 2011. Der Beitrag versteht sich als kleine Vorstudie zu einer ausführlicheren Darstellung.

2. JAGEMANN 1, 2004, S. 139. Caroline Jagemann debütierte 1792 sehr erfolgreich am Mannheimer Theater, nachdem sie Schauspiel- und Gesangsunterricht bei August Wilhelm Iffland, Heinrich Beck und dessen Ehefrau erhalten hatte. 1797 wurde sie an das Hoftheater Weimar engagiert. Jagemann avancierte zur Geliebten des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, der sie 1809 zur »Freifrau von Heygendorff« ernannte. 1817 übernahm sie die Leitung des Theaters von Johann Wolfgang Goethe, den sie aus dem Amt intrigiert hatte. Sie gilt als eine der herausragendsten Tragödiinnen und Sängerinnen ihrer Zeit. Ausführlich zu Caroline Jagemann s. RUTH B. EMDE in JAGEMANN 1, S. 11–89.



Ausschnitt aus: *Perspectivische Vorstellung des Feuers in der Stadt Mannheim von 20ten auf dem 21ten November Anno MDCCXCV [1795] in der Nacht: unter commando Sr Ex[ze]llens des commandierenden Herrn K:K: Generalen der cavallerie Grafen von WORMSER [Wurmser]. Entworfen und Gezeichnet ANDRE SZÖTS Feuerwercker v. d. K:K: Bombard. Corps A 1796.* Gouache, Mannheimer Altertumsverein, Reiss-Engelhorn Museen Mannheim.

als Ersten Koalitionskrieg (1792–1797) im Gefolge der Französischen Revolution von 1789 bezeichnet. Und aus sicherer Entfernung, sprich aus Heidelberg, schreibt gut einen Monat später – am 20. Oktober 1795 – der Mannheimer Schauspieler August Wilhelm Iffland (1759–1814) an seine Schwester über die Schrecken der Belagerungszustände:

[d]ie armen Mannheimer! Gegen 4000 Seelen waren in den vesten Schloßkellern, gegen 1500 unter dem Schauspielhause, über 1000 in des Herzogs [von Zweibrücken] Keller [auf dem Quadrat B 4, direkt gegenüber dem Theater auf B 3]. Krancke, Kindbeterinnen, Todte, Niederkommende, Wahnsinnige, alles um und aufeinander, Eilf Tage lang!³

3. 28. November 1795, zitiert nach JAGEMANN 1, 2004, S. 289, Anm. 41.

Und Caroline Jagemann weiter über die entsetzliche Zeit in den Mannheimer Kellern:

Der Keller füllte sich mit einemale [...]. Das Bombardiren fing an methodisch zu walten. Das heißt ohne Aufhören. In der Regel wurde nur so lange ausgesetzt, als zuweilen die Luft zu sehr vom Nebel verdickt, das Zielen verhinderte. Nach den ersten drei Tagen wurde Mannheim von drei Seiten beschossen. Wir saßen im Keller wie zum Todte verurtheilt, und den Umständen nach ließ sich das Schlimmste befürchten.⁴

Iffland in Heidelberg, die Jagemann in Mannheim, und wo finden wir Wolfgang Heribert von Dalberg (1750–1806), Intendant der Mannheimer nationalen Schaubühne seit dem 1. September 1778, also seit unterdessen 17 Jahren? Er war bei den ›Seinen‹, seinen Schauspielerinnen und Schauspielern, geblieben und hatte sich in den Riesengewölben des Theaterkellers eingerichtet – im wahren Sinn des Wortes:

Eine ländliche Decoration des Theaters schloß ihn von dem übrigen Publicum ab. [...] Das Innere war mit allen Bequemlichkeiten und heller Beleuchtung versehen und der Ausgang aus diesem kleinen Etablissement geschah durch eine Thür, ebenfalls der Bühne angehörig,

so nochmals Caroline Jagemann.⁵

Eine ebenso bizarre wie symptomatische Szenerie! Der Kapitän hat das sinkende Schiff zwar nicht verlassen, aber sich im unter der Dauerkanonade erzitternden Schiffsbauch – um im Bild zu bleiben – eine Art bukolischer Scheinwelt schaffen lassen, die ihn vom übrigen Volksgetümmel trennt. Weiter kann man sich wohl kaum noch von der Realität entfernen. Der Anfang vom Ende war mehr als eingeläutet. Dabei hatte sich doch alles Jahre zuvor eher hoffnungsfroh und von erstaunlicher Dalberg'scher Tatkraft begleitet angelassen.

4. JAGEMANN 1, 2004, S. 140.

5. JAGEMANN 1, 2004, S. 141.

Michael Embach

Johann Friedrich Hugo von Dalberg (1760–1812) –
eine Skizze zu Leben und Werk

Vorbemerkungen

»Fritz« Dalberg, wie er genannt wurde, war der jüngste der drei Dalbergbrüder, die gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den Bereichen von Politik, Kunst und Kultur für Furore sorgten.¹

Während Karl Theodor (1744–1817) als Grenzfigur zwischen Heiligem Römischen Reich Deutscher Nation und napoleonischer Neuordnung Europas seine – keineswegs unumstrittene – Stellung suchte, gehörte Wolfgang Heribert (1750–1806) zu den Protagonisten einer von nationalem Pathos nicht unberührten Kunstauffassung, deren Bühne und Aktionsraum das Theater war.

Komplettiert wird das Brüder-Triumvirat durch zwei Schwestern: Antonetta Franziska von Dalberg (1757–1818) trat im Jahre 1777 als Stiftsdame in das Kölner Kloster St. Maria ad Capitolium ein. Im Zusammenhang mit der Auflösung des Klosters durch die Säkularisation verließ sie Köln und widmete sich der Betreuung ihres jüngsten Bruders Fritz, mit dem zusammen sie in Aschaffenburg lebte.

Maria Anna, verheiratete Gräfin von der Leyen und Hohengeroldseck (1745–1803), erlangte Berühmtheit wegen ihrer aufgeklärten Hofhaltung im Schloss Blieskastel.² Nach dem plötzlichen Tode ihres Mannes, des Grafen Franz Georg von der Leyen-Blieskastel und

1. EMBACH, MICHAEL und GODWIN, JOSCELYN: *Johann Friedrich Hugo von Dalberg (1760–1812). Schriftsteller, Musiker, Domherr.* (= *Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte*, Bd. 82). Mainz 1998. DERS.: »Dalberg, gen. Kämmerer von Worms, Johann Friedrich Hugo Nepomuk Eckenbert.« In: BAUTZ, TRAUOGOTT: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*. Bd. 14. Herzberg 1998, Sp. 899–908.

2. DOTZAUER, WINFRIED: »Gräfin Marianne von der Leyen«. In: *Saarländische Lebensbilder*. Bd. 3. Saarbrücken 1986, S. 67–86.

Hohengeroldseck (1736–1775), nahm sie die Geschicke der Grafschaft in die Hand. Die sozial und kulturell engagierte Gräfin trat durch die Schaffung einer »Gesellschaftlichen Wittiben- und Waisenkasse« sowie einer privilegierten Hofdruckerei mit eigener Zeitung (»Blieskasteler Wochenblatt«) hervor und stand in persönlichen Beziehungen zu dem Schriftsteller Johann Heinrich Jung. Gen. Stilling (1740–1817) sowie zu den Malern Johann Christian Mannlich (1741–1822) und Christian Fesel (1736–1810).

Fritz Dalberg wiederum sollte, der alten Familientradition entsprechend, die Laufbahn eines Klerikers einschlagen, um durch Beförderungen in diversen Domkapiteln sein Dasein zu sichern und der Familie zusätzlichen politischen Einfluss zu erwerben – für den nachgeborenen Sprössling einer uralten Reichsdynastie ein durchaus konventionelles Sozialisierungsmodell. Dass die Umsetzung dieses Modells nur teilweise gelang, hing mit den historischen Veränderungen zusammen, die sich auf der großen Weltbühne abspielten: Französische Revolution, Untergang des Alten Reiches und Säkularisation – all dies kam einem Erdbeben gleich, das die traditionellen Karrieremuster der etablierten Standeseliten mächtig durcheinander wirbelte und auch die Biografie Fritz Dalbergs nicht verschonte.

Ich möchte im Folgenden zunächst einen kurzen Abriss von Fritz Dalbergs Lebenslauf geben. In einem zweiten Schritt sollen Dalbergs Leistungen als Schriftsteller und Musiker gewürdigt werden. Am Ende meiner Darlegungen erfolgt eine kurze Synthese.

Die Biografie Fritz Dalbergs im Abriss

Fritz Dalberg wurde am 17. Mai 1760 in Mainz geboren. Sein Geburtshaus war die am Stephansberg gelegene, unter dem Namen »alter Dalberger Hof« bekannte Mainzer Niederlassung der Familie. Die schulische Ausbildung erfolgte auf Schloss Herrnsheim durch Privatlehrer frankophoner Provenienz. 1768, als Dalberg zwölf Jahre alt war, fand seine Aufschwörung am Domkapitel von Trier statt. In den beiden folgenden Jahren geschah dies an den

Kapiteln von Speyer (1769) und Worms (1770). Ein von den Statuten gefordertes zweijähriges Studium – vermutlich in *facultate artium* – absolvierte Dalberg von 1772 bis 1774 in Erfurt. Ein weiteres Studium, das sich auf das Fach Jura bezog, führte ihn nach Göttingen. Hier hörte er Vorlesungen des berühmten Staatsrechtlers Johann Stephan Pütter (1725–1807), in dessen Haus er als gefeierter Klaviervirtuose auftrat.

In den Jahren 1783 und 1784 erhielt Dalberg die Weihen zum Subdiakon und zum Diakon, die für den Eintritt in ein Domkapitel erforderlich waren. Die Priesterweihe strebte Dalberg dagegen nicht an und er erhielt sie auch nicht. Der Sitz in einem Domkapitel war ein hochrangiges Verwaltungsamt, das kein Theologiestudium und keine Priesterweihe voraussetzte. Ganz wie es seinen Karriereabsichten entsprach, zog Dalberg als regulärer Kanoniker 1784 in das Domkapitel von Trier, 1787 in jenes von Worms und 1794 in jenes von Speyer ein. Eine konkrete Wirksamkeit Dalbergs als Domherr lässt sich vor allem für Trier nachweisen. Hier war er für die Ausbildung der jungen Kirchenmusiker am Dom zuständig und nahm auch entsprechende Prüfungen ab, etwa jene des Domorganisten Peter Joseph Pletz (1763–1809) oder jene des Kapellmeisters und Komponisten Philipp Jakob Riotte (1776–1856).

Wesentlich bedeutender war Dalbergs Tätigkeit als Leiter der kurtrierischen Schulkommission, zu der er 1785 vom Trierer Kurfürsten Klemens Wenzeslaus ernannt wurde. Mit dieser Ernennung unterstand Dalberg nahezu das gesamte kurtrierische Bildungswesen. Dalberg war verantwortlich für das Koblenzer Lehrerbildungsseminar, die Land-, Stadt- und Trivialschulen, das Bischöfliche Priesterseminar sowie die Philosophische Fakultät der Trierer Universität. In allen Bereichen versuchte Dalberg, die Einflüsse einer gemäßigten Aufklärung durchzusetzen, hierin bestärkt durch den letzten Trierer Kurfürsten. Insbesondere seiner Gymnasialreform war ein großer Erfolg beschieden, auch wenn Dalberg sein Amt als Leiter der Schulkommission bereits 1789, enttäuscht von der reaktionären Wende, die Erzbischof Klemens Wenzeslaus unter dem Eindruck der Französischen Revolution durchmachte, wieder aufgab. »Meinen Schulscepter habe ich abgegeben«, so schreibt Dalberg am 7. September 1790 an Johann Gottfried Herder (1744–1803), »weil es mir

Gerhard R. Kaiser

Deutsche Paris-Bilder um 1800.
Andreas Riem und Joseph Görres¹

Am Ursprung der freundlichen Einladung, im Rahmen dieser Tagung zu sprechen, stand der 2008 im Universitätsverlag Winter erschienene Aufsatzband *Deutsche Berichterstattung aus Paris. Neue Funde und Tendenzen*, in dem ich mich unter anderem mit der zwischen 1798 und 1815 in Bertuchs Weimarer Industrie-Comptoir veröffentlichten Zeitschrift *London und Paris* beschäftigt habe. Einen gründlichen Kenner der umfänglichen, schwer überschaubaren deutschen Paris-Literatur um 1800 – und sei es auch nur der nichtfiktionalen Werke eines Rebmann, Arndt oder Reichardt – kann ich mich allerdings nicht nennen, im Unterschied zu der zwischen 1848 und 1933 publizierten, die ich ziemlich vollständig zu überblicken glaube, wenigstens die mehrere Hundert zählenden selbstständigen Bücher von Fanny Lewald, Theodor Mundt und Julius Rodenberg über Max Nordau, Theodor Wolff und René Schickele bis zu Artur Holitscher, Friedrich Sieburg und dem von Tucholsky noch hoch gelobten, heute zu Unrecht vergessenen Paul Cohen-Portheim.² Vergleichbar breite Quellenkenntnisse

1. Der Vortragsduktus wurde beibehalten. Für freundliche Hilfe danke ich den Mitarbeitern der Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar, deren aus Achim von Arnims Besitz stammendes Exemplar von Görres' *Resultate meiner Sendung nach Paris* ich benutzen konnte.

2. Zu dem Letztgenannten vgl. KAISER, GERHARD R.: Paul Cohen-Portheim – ein vergessener Mittler von Rang. In: *Rem tene, verba sequentur! Gelebte Interkulturalität. Festschrift zum 65. Geburtstag des Wissenschaftlers und Dichters Carmine / Gino Chielino*, hrsg. von ADRIAN BIENIEC u. a., Dresden 2011, S. 17–37. Siehe auch meine Überblicksdarstellungen »›Vulkan«, ›Feerie«, ›Lusthaus«. Zur deutschen Berichterstattung aus Paris zwischen 1848 und 1884«. In: WIEDEMANN, CONRAD (Hrsg.): *Rom – Paris – London. Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller und Künstler in den fremden Metropolen. Ein Symposium*, Stuttgart 1988, S. 479–511, und »Paris-Bilder in der nichtfiktionalen deutschsprachigen Literatur zwischen den späten achtziger Jahren des 19. und den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts«. In: KAISER, GERHARD R. / TUNNER, ERIKA (Hrsg.): *Paris? Paris! Bilder der französischen Metropole in der nichtfiktionalen deutschsprachigen Prosa zwischen Hermann Bahr und Joseph Roth*, Heidelberg 2002, S. 1–60.

besitze ich, wie gesagt, für die Zeit um 1800 nicht. Insofern könnte die Vortragsankündigung »Deutsche Paris-Bilder um 1800« recht großmütig erscheinen, wenn es sich dabei nicht um einen bloßen Arbeitstitel handelte, der alle Möglichkeiten offenhalten sollte, im hier gesetzten Rahmen etwas Sachdienliches beizutragen.

Um mein Thema zu präzisieren: Worum es im Folgenden gehen wird, sind die wesentlich dem Staatsstreich Napoleon Bonapartes vom 9. November 1799, dem 18. Brumaire, gewidmeten bzw. aus der Perspektive des Post-Brumaire geschriebenen Bücher zweier im Linksrheinischen geborener Autoren: des dritten Bandes der *Reise durch Frankreich vor und nach der Revolution* von Andreas Riem und der »im Floreal J. VIII«, das heißt im April / Mai 1800 veröffentlichten *Resultate meiner Sendung nach Paris im Brumaire des achten Jahres* von Joseph Görres. Wenn ich dabei auf die »Paris-Bilder« in diesen Werken abhebe, so nicht im weiten Sinn einer allgemeinen Einschätzung oder in der engen Bedeutung einer detaillierten Stadtbeschreibung. Vielmehr geht es mir um das spezifisch Imaginäre der Wahrnehmung bzw. Darstellung, wie es vorzugsweise in Metaphern und Vergleichen zum Ausdruck kommt: Paris als »Abgrund«, »Vulkan« oder »Golgatha« – das ist mein Thema. Dabei steht Paris, bei Riem stärker noch als bei Görres, weitgehend metonymisch für den seit 1789 anhängigen revolutionären Prozess überhaupt; der Fokus gilt also schwerpunktmäßig den vielfältigen Versuchen, dieses metonymisch verstandene Zentrum Paris metaphorisch bzw. vergleichend – gegebenenfalls mythisch – zu fassen. Beiläufig werde ich auch, im Falle Riems, auf die England geltenden Metaphern eingehen, denn wenn Riem beispielsweise Pitt, den erbitterten Gegner des revolutionären und napoleonischen Frankreich, polemisch als »Satan« aufspießt, so erscheint mittelbar auch das metonymisch verstandene Paris in einem bestimmten Licht: als gegensatanische Heilswelt. Ich gehe davon aus, dass die so verstandenen Bilder nicht nur *in ganz eigener Weise*, sondern auch etwas *ganz Eigenes* über die Einschätzung des zeitgenössischen Paris verraten, das mit den explizit mitgeteilten Beobachtungen, Analysen und Wertungen nicht zusammenfallen muss, oder anders gewendet: dass erst die Analyse des spannungsreichen Zusammenspiels des vorzugsweise faktografischen, nüchtern-begrifflichen mit dem bildlich-

metaphorisch deutenden Diskurs ein angemessenes Verständnis von Riems und Görres' Werken erlaubt.

Andreas Riem, der bis vor einem guten Jahrzehnt nur in der heimatkundlichen bzw., sporadisch, in der Spätaufklärungs- und Jakobiner-Forschung wie in Arbeiten zur Arabeske Beachtung fand, wurde 1749 in Frankenthal als Sohn des Rektors der deutsch-reformierten Lateinschule geboren.³ Schon als Vierzehnjähriger nahm er in Heidelberg das Studium mit dem Hauptfach Theologie auf. 1771 verließ er die Pfalz in Richtung Uckermark, wo er wie so viele seiner gebildeten bürgerlichen Zeitgenossen als Hauslehrer arbeitete. In dieser Zeit begann er, mit Romanen an die Öffentlichkeit zu treten.⁴ Einige Jahre später erhielt er im Kreis Angermünde eine Predigerstelle. Dank seines Fürsprechers Prinz Heinrich wurde er 1782 nach Berlin an das Große Friedrichshospital, die spätere Waisenhauskirche, berufen. »Spätestens 1788«, so Karl Welker, der beste Kenner der Materie, »begannt Riems innere Abkehr vom Predigeramt.«⁵ Riems Interessen galten zunehmend ästhetischen, politischen und ökonomischen Themen. In einem Nekrolog auf Friedrich den Großen⁶ pries er diesen dem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. in so auffälliger Weise als Vorbild, dass er sich einen Verweis einhandelte. Später brachte er, anonym, doch alsbald identifiziert, die Reimarus-Fragmente aus Lessings Nachlass heraus.⁷ Die Veröffentlichung der gegen das Wöllnersche Religionsedikt

3. Diese wie die folgenden Angaben nach WELKER, KARL H. L.: Andreas Riem. Daten und Fakten zu seiner Biographie. In: *Andreas Riem. Ein Europäer aus der Pfalz*, hrsg. von WELKER, KARL H. L., Stuttgart 1999, S. 9–23, hier S. 12 (= *Schriften der Siebenpfeiffer-Stiftung* 6).

4. *Timoclea und Charitides / eine Geschichte von A*** R****. Leipzig 1773; *Dorset und Julie. Eine Geschichte der neuern Zeiten*. Erster Theil. Zweyter Theil, Leipzig 1773, 1774; *Geschichte eines Landpredigers in Westphalen. Wie sie im Gange des Lebens aufstößt*. Berlin, Leipzig 1780 (bibliografische Angaben nach WELKER: *Andreas Riem*, S. 207–234: »Standortnachweise der eigenständig erschienenen Schriften Riems«).

5. WELKER: *Andreas Riem*, S. 15.

6. *Gedächtnißrede auf Friedrich den Einzigen*. Von A. R., Berlin 1786.

7. *Uebrig [!] noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttlichen Fragmentisten. Ein Nachlaß von Gotthold Ephraim Lessing*, hrsg. von C. A. E. SCHMIDT, [Berlin] 1787.

Peter Waldmann

Die Erfahrung einer Zwischenwelt – Heinrich Heine und der Rhein

1. Methodische Überlegungen

Lucien Febvre, einer der Gründer der *Schule der Annales*, deren Mitglieder in ikonoklastischer Manier die Geschichtsschreibung revolutionierten, beginnt seine kleine, als Festschrift geplante Abhandlung über den *Rhein und seine Geschichte* mit einer ungewöhnlichen Spekulation über die Urform dieses so mächtigen Stromes. Der Rhein, so seine Annahme, hatte in seiner Frühgeschichte, so könnte man mit Deleuze und Guattari sagen, die Form eines auswuchernden, verzweigten Rhizoms.¹ Das Rhizom, das in der Biologie für eine besondere Wurzelart steht, ist ein Gebilde des ewigen Werdens, das ohne Anfang, Mittelpunkt und Ende erscheint. Rhizome sind Wurzeln, die in einem immerwährenden Transformationsprozess befangen sind und stets ihre äußere Gestalt wechseln. Auch der Rhein war, in den Augen des Historikers, ein geografisches Gebilde, das keine eindeutigen Begrenzungen besaß und stets seine Form und Lage änderte. So ist es beim frühgeschichtlichen, wilden Rhein keineswegs ersichtlich, wo sein Flussbett beginnt und wo das Ufer endet. Zahllose Rheinarme breiteten sich im Hinterland aus und zerschnitten die großen, flachen Ebenen des Rheintals. Die Rheinarme wurden oft, während Perioden großer Trockenheit, vom Strom durch das Ufer abgetrennt und verwandelten sich in stille Binnenseen voller Brackwasser. Teile des Ufers wurden jedoch in den Wintermonaten vom Rhein überschwemmt, der sich so vom Menschen erobertes Gebiet wiedernahm. Der Flusslauf war von breiten und dichten Wäldern von Schilf und Sümpfen eingerahmt, die eine unwirkliche Zwischenwelt bilde-

1. Siehe DELEUZE / GUATTARI: *Tausend Plateaus* 1990, S. 11ff.

ten. Viele Inseln und Auen, auf denen Menschen in der Frühzeit als Fischer lebten, die weder zum einen noch zum anderen Ufer gehörten, durchzogen und bremsten den Lauf. Manche Abschnitte waren so reißend, dass sie unüberwindliche Hindernisse und Barrieren für den Verkehr bildeten. Doch es gab auch natürliche Übergänge, wie Furten oder umgerissene Bäume, auf denen Menschen immer wieder ihren Weg zum anderen Ufer fanden. Der Fluss und das Land gingen so unmerklich ineinander über, und der Rhein muss wie ein riesiges, breites Delta ausgesehen haben, das umgeben war mit scheinbar undurchdringlichen Urwäldern.

Die Zivilisation hat nun mit ihren steinernen Dämmen und hohen Deichen den Fluss begradigt und im übertragenen Sinne den wilden unberechenbaren Rhein gefangen genommen. So entstand langsam die Kulturlandschaft, wie wir sie heute kennen. Doch der Rhein wurde nicht nur von Dämmen und Deichen gezähmt; auch die symbolischen Formen, die der Mensch zu seiner Orientierung benötigt, sperrten den Fluss diesmal in ein geistiges, spirituelles Gefängnis. Diese symbolische Struktur, von der die Menschen oftmals vergessen, dass sie sie geschaffen haben, und die deshalb zu einem Fetisch zu werden droht, führte im 19. Jahrhundert dazu, dass der Mythos des Rheins als deutscher Fluss entstehen konnte. Dieser gefährliche Mythos wurde von den Lehranstalten, den Universitäten und den historischen Instituten verbreitet, die so den Hass zwischen den Völkern säten.

Wie wirkungsmächtig die symbolischen Formen sein können, wird an einer willkürlichen Markierung wie der einer Grenze deutlich, zu der der Rhein oftmals in seiner Geschichte seit dem römischen Imperium wurde. Wie oben an den Spekulationen über die Frühgeschichte des Rheins dargelegt, war dieser Fluss niemals ein natürliches Hindernis, vor dem die Menschen auf ihren Wanderungen Halt gemacht haben. Der Rhein glich eher einer durchlässigen Membran, durch die ganze Völkerschaften und Stämme auf der Suche nach neuen Lebensbedingungen hindurchgezogen sind und auf ihren Raubzügen von einer auf die andere Seite wechselten. Grenzen sind symbolische Markierungen, von denen die Menschen jedoch oftmals vergessen, dass sie die Schöpfer dieser Differenzen waren. Im Gegensatz zu dieser Einsicht entwickelte der Humangeograf Ratzel die Idee einer

»natürlichen« Grenze, gegen die Febvre vehement anscrieb.² Diese Vorstellung von natürlichen Grenzen ist deshalb für das weitere Verständnis von Geschichte so fatal, weil dem Denken nahegelegt wird, es hätte von Beginn an kulturell und rassistisch verschiedene Völker gegeben, die in natürlicher Weise voneinander getrennt und vor Vermischung geschützt gewesen sind. Interkulturalität und Dialogizität sind aus dieser Sicht kein primäres, sondern nur ein sekundäres Phänomen, das droht, den Menschen ihre Eigenart und Identität zu nehmen. Diese Sicht unüberwindlicher Differenzen wurde nun durch einen weiteren Namenszauber unterstützt, der den Rassismus verstärkend forcierte.

Als die Römer an den Rhein kamen, war der breite Strom eine leicht zu verteidigende Grenze, um ihr Imperium vor Einfällen der Barbaren zu schützen. Hineinversetzt in eine ihnen fremde Welt, mussten die neuen Eroberer, um sich orientieren zu können, die Stämme und Volksgruppen symbolisch ordnen. Die Menschen, die auf ihrer Seite des Flusses lebten, nannten sie Kelten. Die fürchterlichen Barbaren, die in den Wäldern auf der anderen Seite hausten, waren für sie Germanen. Diese Begriffe hatten jedoch nur eine relative Bedeutung. Wie Febvre betont, wurden die Namen, die eine starre Differenz ausdrücken, auf die gleiche ethnische Volksgruppe angewendet:

Schauen wir uns die Realitäten an. Namen können irreführend sein. Kelten oder Germanen – im römischen Alltag wurden beide Vokabeln lange Zeit auf die gleiche menschliche Masse angewandt. Das eine Wort bezeichnete den wilderen Teil: die besonders bedrohlichen, heftigen, ausdauernden Germanen.³

Wie Febvre in dem oben aufgeführten Zitat schreibt, bedeuteten die Namen Kelten oder Germanen für die Römer nichts anderes, als dass sie Menschen vorfanden, die aus ihrer Sicht in unterschiedlicher Weise zivilisiert waren. Ein Kelte war jemand, den ein Römer als weniger barbarisch und damit gefährlich empfand. Im 19. Jahrhundert wurde diese willkürliche, sprachliche Differenz jedoch verab-

2. Siehe BURKE: *Offene Geschichte* 1991, S. 19.

3. FEBVRE: *Der Rhein und seine Geschichte* 2006, S. 38.

Volker Gallé

Burgund am Rhein – die Position der Mitte

Geschichtsräume können über lange Zeit poetisch-politische Raumgebilde sein, die sich immer neu verorten und gesellschaftlich ordnen, aber aus einem Fundus bleibender geografischer Orientierungen heraus. Es erstaunt, dass sich dabei trotz machtpolitischen Scheiterns solche Potenziale im kollektiven Erinnern verbergen und sich bei günstiger Atmosphäre zu verwirklichen suchen. In Westeuropa ist das die Position der Mitte, des dritten Reiches in einem räumlichen Sinn, die mal als Lotharingen und mal als Burgund an die Oberfläche kommt. Und ihre geografische Orientierungslinie ist der Rhein, allerdings mit einem starken Seitenarm über die Rhone nach Süden.

Anfang September besuchte eine Reisegruppe aus Burgund – im Wesentlichen aus den Partnerschaftsorganisation Burgund-Rheinland-Pfalz – das Wormser Nibelungenmuseum auf der Suche nach burgundischen Wurzeln am Rhein. In Gesprächen am Rande fand ich zwei lebendige Bilder der Burgundfantasie, die Begegnung, Verwandtschaft und Entwürfe für zukünftige Verständigung signalisierten, zum einen das Bild von Austrasien, zum anderen das von den Kelten mit zwei Sprachen.

Das fränkische Geschlecht der Merowinger herrschte vom 5. bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts. Es gab drei Reichsteile, das Westreich Neustrien, das Ostreich Austrasien mit der Hauptstadt Metz und den Gebieten an Rhein, Maas und Mosel und seit 532 Burgund. Das von den Franken eroberte Burgunderreich war aus der 443 erfolgten Ansiedlung der vom Rhein vertriebenen Burgunder nach Savoyen und deren Ausbreitung in den Rhoneraum entstanden. Im Vertrag von Andelot vereinbarten die austraische Königin Brunichildis und der fränkisch-burgundische König Gunthram eine austroburgundische Nachfolge, also einen Zusammenschluss beider Reichsteile. Ob die Königsnamen eine Verbindung zu den Protagonisten des Wormser Burgunderhofes im Nibelungenlied herstellen lassen, ist seit Langem eine vieldisku-

tierte Frage in der germanistischen Mediävistik. Es ist diese Verbindung von Burgund und Rhein, die mein Gesprächspartner antippte.

Das Keltenbild fußt auf Caesars Grenzziehung, der Rhein trenne Kelten im Westen von Germanen im Osten. Während man heute davon ausgeht, dass das Selbstverständnis der Stammesgesellschaften diesseits und jenseits des Rheins nicht mit großräumig-zentralistischen oder gar nationalen Begrifflichkeiten zu fassen ist und die Reichsgründungen Neugründungen von Personen aus unterschiedlichen Kulturen nach römischem Vorbild waren, hat die Idee der Rheingrenze in den deutsch-französischen Konflikten seit dem späten Mittelalter immer wieder die Hauptrolle gespielt. Das französische Selbstverständnis als keltisch/gallisch hat im 19. Jahrhundert dazu geführt, dass vor allem die Demokraten am Rhein sich gern als Kelten statt als preußisch-östliche Germanen verstanden. Darauf spielte der zweite Gesprächspartner an, indem er geschickt die keltische Gemeinsamkeit mit einer germanisch-romanischen Zweisprachigkeit versah.

Die verwirrenden dynastisch-historischen Bezüge des Rheinlands am Mittel- und Oberrhein und Burgunds im frühen Mittelalter – fremd und verwirrend vor allem, weil sie keine bis in die Gegenwart reichende Staatlichkeit produziert haben – setzen sich im hohen Mittelalter mit den rheinisch-burgundischen Beziehungen der Salier und Staufer kontinuierlich fort und kulminieren literarisch im um 1200 entstandenen Nibelungenlied, dem großen Epos der Stauferzeit. Und vielleicht war es gerade die politische Ohnmacht jener Burgundfantasie, die das Thema literarisch produktiv machte.

Diese Vorgeschichte(n) sollen aber nur die Kontinuität dieses poetisch-politischen Raumes belegen; mir geht es heute in erster Linie um die Burgundfantasien um 1800. Diese sind hauptsächlich verbunden mit dem pfälzischen und später bayrischen Kurfürsten Karl Theodor (1724–1799). Geboren wurde der Wittelsbacher auf Schloss Drogenbusch bei Brüssel. Dort lebte er auch bis zu seinem zehnten Lebensjahr. Sein Vater erbte die pfälzische Kurwürde, und 1735 musste Karl Theodor als Thronanwärter nach Mannheim übersiedeln. Zur Kurpfalz gehörte seit 1614 auch das niederrheinische Herzogtum Jülich-Berg mit der Residenz Düsseldorf. Karl Theodor baute nach seiner Amtsübernahme die Residenz Mannheim zu einer bedeuten-

den Kulturstadt aus, u. a. durch das Nationaltheater und die Akademie der Wissenschaften.

Die Burgundfantasie kam ins Spiel, als er 1777 die bayrische Kurwürde erbt und in die Münchner Residenz übersiedelte. Sein Hoheitsgebiet umfasste zu diesem Zeitpunkt also das Herzogtum Jülich-Berg, die Kurpfalz und Bayern. Kaiser Joseph II. (1741–1790) wollte das Entstehen einer weiteren Großmacht auf deutschem Boden nach Preußen verhindern und beanspruchte Niederbayern und die Oberpfalz für Österreich. Gegen eine hohe finanzielle Zahlung und einen Tausch mit Vorderösterreich (Freiburg bis Konstanz) wurde er 1778 mit Karl Theodor in Wien handelseinig. Daraufhin kam es mit Preußen zum Bayrischen Erbfolgekrieg, der ein Jahr später im Frieden von Teschen beendet wurde. Der Vertrag von Wien wurde rückgängig gemacht.

Der nächste Konflikt bahnte sich 1785 an. Die Habsburger hatten durch die Heirat Kaiser Maximilian mit Maria von Burgund 1477 den Herzogstitel von Burgund geerbt. Nach dem Spanischen Erbfolgekrieg 1714 entstanden daraus die Österreichischen oder Südlichen Niederlande als habsburgischer Besitz. Sie umfassten das Gebiet des heutigen Belgien und Luxemburg, das im Mittelalter übrigens einmal größtenteils wittelsbachisch gewesen war, also Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, Flandern, Namur, Hennegau, Mecheln und Tournai.

Joseph II. bot Karl Theodor in einem zweiten Versuch einen Tausch dieser österreichischen Niederlande außer Luxemburg und Namur gegen Bayern sowie eine Zahlung von drei Millionen Gulden an und sicherte dem Kurfürsten den Titel »König von Burgund« zu. Karl Theodor ging auch auf diesen Handel ein, der aber wiederum von Preußen unter Mobilisierung der möglichen bayrischen Erben aus Pfalz-Zweibrücken sowie der innerbayrischen Opposition verhindert wurde (1790 Konvention von Reichenbach). Für Karl Theodor hätte dieser Tausch in der Verbindung von Kurpfalz mit Mannheim, dem Herzogtum Jülich-Berg mit Düsseldorf und den Südlichen Niederlanden mit Brüssel eine Arrondierung seines Besitzes am Rhein bedeutet und mit dem Königstitel die Installierung eines weiteren Königreichs auf deutschem Boden in der Nachfolge des Mittelreichs-gedankens.

Werner Nell

Die Rheinlandschaft als Zwischenwelt – Reflexionslücken und Befremdungsanlässe im Schatten der Moderne

Folgt man den Befunden Axel Gotthards, des in Erlangen lehrenden Historikers der Frühen Neuzeit und namentlich des »Alten Reiches«, so haben die Preußen für die Genese des Rheinlandes in etwa die Funktion gehabt, die Caesar für die Entstehung der Germanen zukommt. Der Weg zu deren Ethnogenese führt nämlich auch keineswegs in vermeintlich graue Vorzeiten wie immer gearteter ›urdeutscher‹ oder ›urgermanischer‹ Anfänge bzw. in seit alters her vorhandene Formationen stammesgeschichtlicher ›Homogenität‹ zurück. Vielmehr entstehen die Germanen als Volksgruppe, so wie es der Vor- und Frühgeschichtler Hermann Ament gezeigt hat, eben vor den Augen der diesen Prozess nicht nur beobachtenden, sondern wesentlich mit bewirkenden und gestaltenden Römer kurz vor – und im Wesentlichen erst nach – der Zeitenwende der Jahre um Christi Geburt. Genau genommen ist es die mit dem Namen Cäsars verbundene Fremdzuschreibung der Landschaften östlich des Rheins als »Germania«, die aus allen jenseits des Rheins lebenden, von dort her kommenden bzw. sich herleitenden Menschen unterschiedlichen Herkommens und unterschiedlicher kultureller Prägungen, über deren »polyethnischen Ursprung«¹ kaum mehr Zweifel bestehen können, erst »Germanen« machen. Die Germanen entstehen also zunächst einmal für die »Anderen« und dann erst unter von außen kommenden, strukturierenden Maßnahmen und Eingriffen von innen, zunächst für die Römer, dann freilich auch für sich selbst. »Nirgendwo«, so fasst Ament die aufgrund der materiellen Überreste zusammengestellten Befunde seiner Disziplin zusammen,

1. Zit. nach AMENT: *Die Ethnogenese der Germanen* 1986, S. 247–256, hier S. 254.

tritt der Rhein als Völkerscheide [...] im Fundbild [der archäologischen Überreste – W.N.] in Erscheinung, vielmehr verlaufen die Grenzsäume der Kulturprovinzen, die vermutlich doch auch einen ethnischen Hintergrund haben, in ostwestlicher Richtung und über den Rhein hinweg.²

Entscheidend für die Ausbildung dieser später dann als Germanen in die Geschichte eintretenden und sich – allen späteren Legenden und Ideologien zuwider – eben aus »polyethnischen« Ursprüngen³ zusammensetzenden Bevölkerungsgruppe scheint also die in geografisch-politischen Kategorien gebildete Grenzziehung entlang des Rheins seitens der Römer gewesen zu sein. Erst diese politisch-historische, in gewissem Sinn also vor allem zufällige Setzung ließ aus zunächst horizontalen Unterschieden, so wie sie sich in der Siedlungsgeschichte, in keramischen Ornamenten und ggf. damit verbunden, auch in sozialen Ordnungsmustern wiederfinden, eine vertikale Trennungslinie und darauf folgend eine zumindest im späteren Selbstverständnis und in entsprechend darauf bezogenen Selbstverortungen und Geschichtskonstruktionen wirksame Unterscheidung werden. »Der direkte Kontakt mit den Römern als den Trägern einer Hochkultur«, so noch einmal Ament,

stellt eine wichtige Rahmenbedingung, eine Art Katalysator für die Ethnogenese der Germanen dar. Nicht zuletzt am römischen Gegenbild hat sich das Germanentum geformt, nicht zuletzt an der von Caesar etablierten Rheingrenze hat es sein Profil gewonnen.⁴

Wenn nun Axel Gotthard in seiner 2007 veröffentlichten Studie *In der Ferne. Die Wahrnehmung des Raums in der Vormoderne* darauf hinweist, dass auch die frühneuzeitlichen Atlanten noch keine Flächenbezeichnung »Rheinland« kannten: »[...] diese heute gängige regionale Bezeichnung hat eben keine alten Wurzeln« und von einem »begründete(n) Verdacht« spricht, »das ›Rheinland‹ sei als festum-

2. Ebd., S. 249.

3. Ebd., S. 254.

4. Ebd.

rissene Raumeinheit eine preußische Erfindung«,⁵ so muss dieser Befund einer auch für spätere Zeiten offensichtlich feststellbaren sozialhistorischen Konstruktionsgeschichte von Fremd- und Selbstzuschreibungen am Rhein allerdings auch nicht unbedingt so verstanden werden, dass damit den am Rhein ansässigen Menschen und Bevölkerungsgruppen die Möglichkeit gemeinsamer, übergreifender Erfahrungen und entsprechender Reaktionsbildungen, aus denen sich dann eine gewisse regionale Identität ergeben könnte, abzusprechen wäre. Vielmehr lassen sich historisch benennbare ›Erfindungen‹ von Regionen und daran anschließende Ausbildung entsprechend gekennzeichnete politisch-sozialer Einheiten mit dann (selbst-)bewusstseinsprägenden Auswirkungen in jeweils spezifischen, auch räumlich bestimmten Gegebenheiten auch im Blick auf andere Regionen Europas, bspw. Galiziens,⁶ beobachten. Dies gilt auch für die in dieser Formation dann immer noch erkennbare, ja in ihr aufgehobene und sie sogar mitunter charakterisierende Heterogenität der dort anzutreffenden Bevölkerungsgruppen, ein Merkmal, das sich offensichtlich nicht nur in Grenzlagen und Randregionen wiederfinden lässt, sondern für Europas Landschaften im Ganzen zu gelten scheint. Folgt man nämlich den diesbezüglichen Studien Wolfgang Reinhards, kann sich gerade in dieser in vielen europäischen Regionen fassbaren Verknüpfung von »relativer Vielfalt in relativer Einheit«⁷ so etwas wie eine gesamteuropäische Besonderheit – auf der Ebene der Dörfer und Provinzen, dann auch der Herrschaftsverbände und Staaten – als geradezu verbindendes Merkmal einer europäischen Erfahrung wiedererkennen lassen.

Natürlich soll im Folgenden, auch wenn dies in den Quellen zumindest seit dem 18. Jahrhundert und zumal in den deutsch-französischen Kulturkämpfen des 19. Jahrhunderts immer wieder einmal anklingt, weder eine Ethnogenese der »Rheinländer« versucht noch gefordert werden, gleichwohl lassen sich – ähnlich wie für die »Germanen« der späten Römerzeit – doch auch einige Aspekte und Erfahrungen histo-

5. GOTTHARD: *In der Ferne* 2007, S. 97.

6. Vgl. dazu jetzt WOLFF: *The Idea of Galicia* 2010; MAGOCSI: *Galicia* 2005, S. 3–21.

7. Vgl. REINHARD: *Nicht Geschichte, nicht Geografie* 2004.

Jörg Ebeling studierte Kunstgeschichte, Klassische Archäologie und Neuere Geschichte in Münster (Westfälische Wilhelms Universität), Berlin (Freie Universität), Paris (Sorbonne) und Marburg (Philipps-Universität). 2007 Promotion zum Thema *Tableaux de mode – Studien zum aristokratischen Genrebild in Frankreich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. Seit 2002 Mitarbeiter am Projekt der Inventarisierung und Restaurierung des Palais Beauharnais, der Residenz des deutschen Botschafters in Frankreich. Leiter der Bibliothek des Deutschen Forums für Kunstgeschichte in Paris. Forschungsschwerpunkte sind französische Kunst des 17. bis 19. Jahrhunderts und Möbel- und Raumkunst.

Foto: Theewalt (Trier)



Michael Embach, 1975–1980 Studium der Germanistik und Katholischen Theologie in Trier und Freiburg i. Br. 1986 Promotion im Fach Neuere deutsche Philologie zum Dr. phil.; Thema der Dissertation: *Das Lutherbild Johann Gottfried Herders*. 2000 Habilitation im Fach Ältere deutsche Philologie. Thema der Habilitationsschrift: *Die Schriften Hildegards von Bingen. Studien zu ihrer Überlieferung im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*. 2006 Außerplanmäßiger Professor an der Universität Trier. Seit 2007 Direktor der Stadtbibliothek und des Stadtarchivs Trier.



Volker Gallé, Studium der Germanistik, Philosophie und Ethnologie in Mainz, 1980 Magisterexamen über Franz Kafka, danach Musiklehrer, Musiktherapeut und Musiker, seit 1985 Journalist und Schriftsteller, seit 1998 Vorsitzender der Nibelungenliedgesellschaft (bisher sechs Symposien zum Nibelungenlied), seit 2004 Kulturkoordinator der Stadt Worms.



Liselotte Homering, geboren in Celle/Hannover, studierte Germanistik, Anglistik sowie Geschichte. Wissenschaftliche Abschlussarbeit zum Thema *Die Figur des Königs Marke in Gotfrids von Straßburgs Tristan-Roman und in neueren ausgewählten Tristan-Dramen*. Sie ist Leiterin der Abteilung Theater- und Literaturgeschichte mit Mannheimer Musikgeschichte der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim und deren Museum Schillerhaus. Zahlreiche Ausstellungen, Veranstaltungen, Vorträge und Publikationen zur Theater- und Musikgeschichte zur Theater-, Musik- und Literaturgeschichte.



Stella Junker-Mielke, geboren 1960, aufgewachsen in Paris, Landschaftsarchitektin und Gartenhistorikerin mit eigenem Büro in Worms am Rhein. Stellvertretende Bundesvorsitzende des AK Historische Gärten der DGGL. Member of ICOMOS. Zahlreiche Publikationen zur Gartenkunst in Rheinland-Pfalz, Hessen und im Saarland. Entwicklung und Umsetzung von Ausstellungs- und touristischen Konzepten, insbesondere Gartenreisen und Führungen. Weitere Informationen unter www.gartendenkmal.net.



Gerhard R. Kaiser, geboren 1943 in Mainz. Studium der Germanistik, Romanistik und Philosophie. 1968 Assistent am Seminar für Vergleichende Literaturwissenschaft der Universität Mainz. 1973–1993 Professor für Neuere deutsche und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Gießen, 1993–2008 an der Universität Jena. 1987–1993 Vorsitzender der »Deutschen Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft«. 1996–2000 Fachgutachter der DFG für Neuere deutsche Literatur. Publikationen (seit 2000 Auswahl): *Friedrich Justin Bertuch (1747–1822). Verleger, Schriftsteller und Unternehmer im klassischen Weimar*. Tübingen 2000 (Hrsg. mit Siegfried Seifert); *Begründungen und Funktionen des Kanons. Beiträge aus der Literatur- und Kunstwissenschaft, Philosophie und Theologie*. Heidelberg

2001 (Hrsg. mit Stefan Matuschek); *Schönheit, welche nach Wahrheit dürstet. Beiträge zur deutschen Literatur von der Aufklärung bis zur Gegenwart*. Heidelberg 2003 (Hrsg. mit Heinrich Macher); *Landschaft als literarischer Text. Der Dichter Wulf Kirsten*. Jena 2004 (Hrsg. unter Mitarbeit von Jan Röhnert); *Deutsche Berichterstattung aus Paris. Neue Funde und Tendenzen*. Heidelberg 2008; *Germaine de Staël und ihr erstes deutsches Publikum. Literaturpolitik und Kulturtransfer um 1800*. Heidelberg 2008 (Hrsg. mit Olaf Müller); *Eberhard Haufe: Schriften zur deutschen Literatur*. Göttingen 2011 (Hrsg. mit Heinz Härtl unter Mitarbeit von Ursula Härtl).



Werner Nell, geboren 1951 in St. Goar am Rhein; Literatur- und Sozialwissenschaftler; nach Studium in Mainz, Frankfurt am Main und Dijon unterschiedliche Tätigkeiten als Journalist, Lehrer, Dozent und Lexikonredakteur. Seit 2002 Professor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg; Adjunct Associate Professor an der Queen's University in Kingston (Ontario), Kanada; Vorstand des Instituts für sozialpädagogische Forschung Mainz (ism). Arbeitsgebiete: Literatur in transnationalen Prozessen, europäisch-überseeische Literaturbeziehungen; vergleichende Regionalitätsstudien. Zuletzt sind von ihm u. a. der Aufsatz *Der Westen im Osten. Galizien in Montréal* (2010) sowie die Bücher *Arbeitsmarkt, Integration und Migration in Europa* (2008 mit Stéphanie-Aline Yeshurun) und *Der Atlas der fiktiven Orte* (2012) erschienen. Für weitere Informationen siehe <http://nell.germanistik.uni-halle.de>



Hans-Bernd Spies, Dr. phil., M. A., Archivdirektor. Geboren 1949 in Kirchen an der Sieg, nach dem Abitur (1968) Studium der Geschichte, Germanistik und Philosophie an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn (1968–1975), 1973 Magisterexamen und 1975 Promotion mit der bei Konrad Repgen angefertigten Dissertation *Wirtschaft und Verwaltung der Grafschaft Wittgenstein-Wittgenstein (1796–1806)*. 1975–1977 Ausbildung zum wissenschaftlichen Archivar am Nordrhein-westfälischen

Hauptstaatsarchiv Düsseldorf bzw. an der Archivschule – Institut für Archivwissenschaft – Marburg. 1977–1978 wissenschaftlicher Angestellter bei der Vereinigung zur Erforschung der Neueren Geschichte e. V. in Bonn, 1978–1983 stellvertretender Leiter des Archivs der Hansestadt Lübeck, seit 1983 Leiter des Stadt- und Stiftsarchivs Aschaffenburg. Wahlmitglied der Gesellschaft für fränkische Geschichte, der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt sowie der Historischen Kommission für Nassau. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte u. a. des Siegerlandes, Wittgensteins, Lübecks und der Hanse, Aschaffenburgs, über Carl von Dalberg und über kulturgeschichtliche Themen.



Irene Spille, geboren 1952 in Worms, Studium der Kunstgeschichte, Klassischen Archäologie und Vor- und Frühgeschichte an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz, Promotion zum Dr. phil. im Fach Kunstgeschichte 1982 mit dem Thema *Rathäuser im Rhein-Main-Neckar-Raum bis 1800*, Tätigkeiten in verschiedenen Museen, Erstellung der *Denkmaltopographie für die Stadt Worms* (erschienen 1992), seit 1994 bei der Stadt Worms Wahrnehmung aller Aufgaben der Unteren Denkmal-schutzbehörde, zahlreiche Publikationen zu kunstgeschichtlichen Themen.



Peter Waldmann, Dr. phil., ist Kultur- und Literaturwissenschaftler. Seine Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte sind Jüdische Studien und Fragen der Jüdischen Identität. Seit 2002 ist er Vorsitzender des Landesverbands der Jüdischen Gemeinden von Rheinland Pfalz.